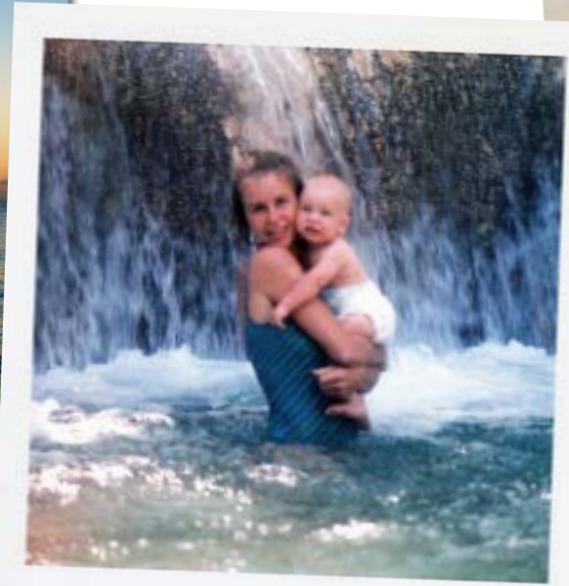


DREI VIELREISENDE BLICKEN ZURÜCK
Martina Wimmer bei ihrer Ankunft auf Mallorca (ganz links), Karin Lochner mit Sohn auf Jamaika (unten Mitte), Gerhard Waldherr (unten) träumt sich in Bayern nach Italien



DIE ERSTE REISE

Erinnern Sie sich an den Moment, in dem Sie das erste Mal staunend in einer fremden Welt standen? Halten Sie ihn fest, denn er ist kostbar. Weil er den Blick auf das Leben und auf uns selbst verändert





1986 Der Partyflirt entpuppte sich als Filou, doch seine Familie schloss Karin Lochner, damals 22, und Baby Gideon sofort ins Herz



JAMAICA

FLUCH DER KARIBIK

Eine Party, ein Flirt, schon saß Karin Lochner im Flieger nach Jamaika. Es kam, wie es kommen musste

Vor meinen Augen flimmert es. Bei 35 Grad und 80 Prozent Luftfeuchtigkeit fällt das Atmen schwer. Hinter mir eine Holzhütte, selbst gezimmert. Strom gibt es nicht. Fliegen brummen in Zeitlupe und landen auf meiner verschwitzten Haut. Ich liege auf einer ausgefransten Schaumstoffmatratze. Bill und Angela betrachten mich sorgenvoll. Die beiden haben mich in ihrer armseligen Behausung aufgenommen und flößen mir bitteren Tee ein. Naturmedizin, sagen sie. Ich trinke aus einer ramponierten Kondensmilchdose. Vor vier Tagen bin ich noch knietief im Münchner Schnee versunken. Ich

kann selbst kaum glauben, dass ich nun in Duhaney Pen an der Südostküste Jamaikas bin. 1986 gibt es hier weder Touristen noch Ärzte. Ich fühle mich krank. Sehr krank. Und allein. Torkle fiebrig herum. Frage mich, ob ich gerade mitten im größten Fehler meines Lebens stecke. Hier sterbenselend herumzuhängen ist nicht nur eine Qual, ich riskiere womöglich auch das Leben meines sie-

ben Monate alten Sohnes. Wo ist der überhaupt? Ich habe ihn seit Stunden nicht gesehen. Und verfluche den Faschingsball, auf dem alles begann. Auf einer „Herr der sieben Meere“-Party habe ich einen Piraten kennengelernt, olivfarbene Haut und Rastalocken. Ich war als Meerjungfrau verkleidet. Wir ankerten. Der Seeräuber stellte sich als Ken vor und schwärmte von seiner Heimat: vom Meer, von Mangos und Bob Marley – und lud mich ein, mitzukommen. Seine Dreads wippten verheißungsvoll. Ich nahm Peilung auf wie ein Schmetterling auf die Lockstoffe einer Venusfliegenfalle.

Zwei Wochen später sitzen wir im Flugzeug von München nach Kingston, Jamaikas Hauptstadt. Allerdings nicht nebeneinander, sondern so weit voneinander entfernt, wie es beim Einchecken nur möglich war. Ich hatte meinen Sohn Gideon mitgebracht, Pirat Ken war not amused. Dabei hatte ich auf der Party klipp und klar gesagt, dass ich eine „Single Mom“ sei. Er hatte nur „Single“ verstanden – bei einer Meerjungfrau hatte er nicht mit Anhang gerechnet. Gideon schreit wie am Spieß.

Bei unserer Ankunft in Kingston sieht sich Ken unentwegt um. Mir ist unbehaglich zumute. Bei der Ausweiskontrolle wird er vom Fleck weg festgenommen – Vaterschaftsklage und Heiratschwindel. Ken steckt mir einen eilig gekritzelten Zettel zu – mit einem Ortsnamen. In seinem Heimatdorf soll ich zu Bill gehen. Wie heißt Bill mit Nachnamen? Ken kann nicht mehr antworten, die Handschellen klicken, er wird abgeführt. Mein Herz droht stillzustehen. Fühle mich so allein, wie ein Mensch sich nur fühlen kann. Mit einem Baby auf dem Arm und einem verknitterten Zettel in der Hand, der sich in meinem Schweiß aufzulösen droht. „Duhaney Pen“ steht drauf.

Ich will nicht nach Duhaney Pen. Zu einem Bill ohne Nachnamen. Wahrscheinlich genauso ein Filou wie Ken. Ich will mit dem nächsten Flieger zurück. Aber ich habe kein Geld für ein neues Rückflugticket. Ich beginne zu schluchzen. Eine Frau kommt auf mich zu. Sie trägt Lockenwickler und ein türkisfarbenes Männerhemd. Sie studiert meinen Zettel und nickt. „Gott wird alles richten, Sweetheart.“ Ihre tiefe Stimme klingt nach Karamell und Schokolade. „Ich heiße Maxine“, stellt sie sich vor. In ihrem klapprigen Gefährt fahren wir die Küste entlang; vorbei an hohen Palmen, dichten Mangroven und feinsandigen Stränden. Ich sehe Bananen-, Avocado- und Mangobäume, dahinter geduckte Häuser und kleine



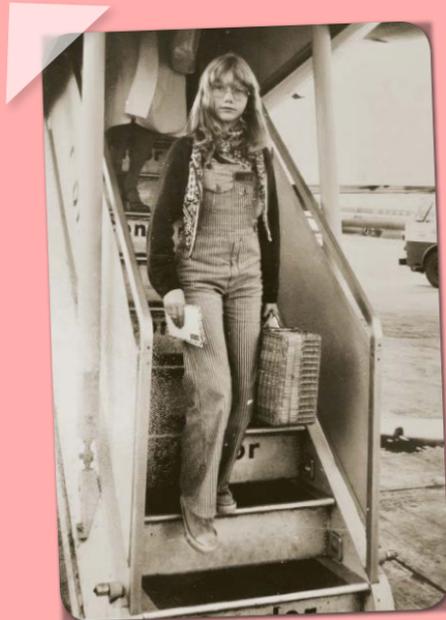
Er schwärmte von seiner Heimat: vom Meer, von Mangos und Bob Marley – und lud mich ein. Seine Dreads wippten verheißungsvoll

Shops. Maxine spendiert uns frisch gepressten Zuckerrohrsaft, und ich vergesse alle Warnungen („Nichts von der Straße essen oder trinken!“). Nach zwei Stunden sind wir in Duhaney Pen, einem kleinen Dorf am Meer. Kinder kommen auf mich zugelaufen. Sie reiben vorsichtig meine Haut, um zu sehen, ob es nicht doch schwarz darunter durchschimmert. „Die haben noch nie Weiße gesehen“, sagt Maxine amüsiert. Nach zehn Minuten Herumfragen proklamiert sie: „Ich habe ihn gefunden! Ya man!“ **Der hochgewachsene Mann mit dem Weltfriedenslächeln stellt sich als Bill vor,** Kens Cousin. Kurz darauf sinke ich zu Boden. Zwei Tage lang geht es mir miserabel. In den 48 Stunden meines Deliriums sehe ich meinen Sohn nur kurz, wenn Bills Freundin Angela ihn mir bringt, damit ich ihn stillen kann. Falls ich dazu nicht in der Lage wäre – kein Problem: Alle stillenden Mamas des Dorfs bieten an, ihm die

Brust zu geben. Nach zwei Tagen verschwindet meine Krankheit so plötzlich, wie sie gekommen ist. Gideon wird in der Zwischenzeit wie ein kleiner Prinz herumgereicht; gehertzt, geschaukelt, gestreichelt und gefüttert. Er strahlt unentwegt. Die kommenden Wochen vergehen wie im Rausch. Ich helfe Angela im Garten bei der Ernte, leihe mir das Fahrrad des Bürgermeisters und radle nachmittags die Küste entlang. „Whitey! Whitey!“, rufen die Leute dann, ich antworte: „Blacky! Blacky!“ Darauf kommt verlässlich Gelächter und Applaus. An unserem letzten Abend richtet das Dorf ein Fest für Gideon und mich aus. Ich kann kaum glauben, dass wir am nächsten Tag abreisen müssen. Einen Monat lang war ich nur barfuß unterwegs, habe kein einziges Mal geduscht, mich nur mit Kernseife im Fluss gewaschen. Die Lehrerin bietet mir einen Job in ihrer Schule an, falls ich bleiben oder wiederkommen möchte. Ebenso der Bürgermeister: Ich könnte seine Sekretärin sein. Ich denke darüber nach, sage ich.



KARIN LOCHNER, 56, ist freie Reisejournalistin und Yogalehrerin. Sie lebt in München



ANKUNFT IN PALMA Martina Wimmer, 14, in wohlüberlegter Kleidung nach ihrem ersten Flug, festgehalten vom Airport-Fotografen

MALLORCA

DAS HAUS VON EVA MARIA

Ein Flug nach Mallorca, wie banal das heute klingt. Für Martina Wimmer war es 1979 ein Abenteuer

Es war ein seltsames, stilles Spektakel, wenn Eva Maria zum Baden ans Meer ging. Ich hätte etwas daraus lernen können, über die Kunst, sich selbst zu inszenieren. Über das Vermögen, Blicke zu bannen auf unausweichliche Art. Eva Maria trug zu diesem Zweck einen wallenden Kaftan, der über ihre Füße floss und beim Gehen eine leicht flatternde Schleppe bildete, was ihr royales Auftreten verstärkte. Zum Strand waren es von dem Haus, das ihren Namen trug, nur ein paar Hundert Meter. „Ca'n Eva Maria“, so stand es geschrieben neben dem weißen Holztor, dessen Spitzen unter wuchernder Bougainvillea verschwanden. Eva Maria war die zweite Frau meines Großvaters.

M

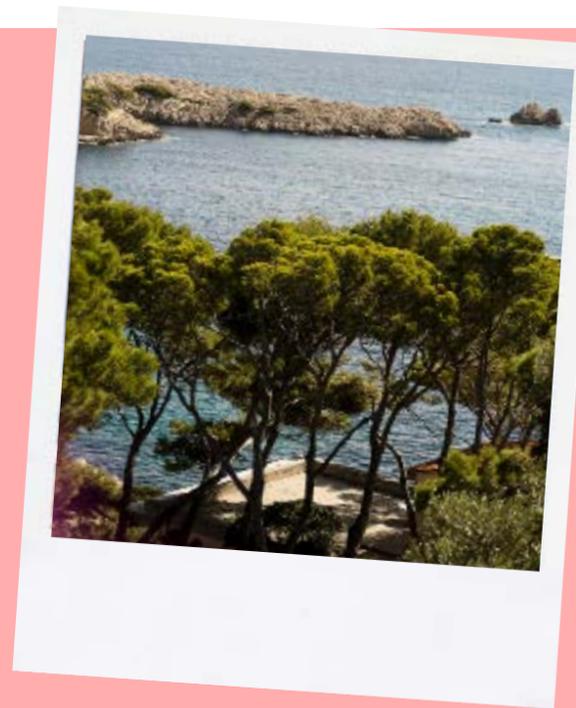
Im Fotoalbum meiner Mutter steht bei den Bildern, die meine erste Flugreise in ein gefühlt sehr fernes Reich dokumentieren: „Martina und Mama waren Ende August 1979 acht Tage bei Opa München auf Mallorca“. **Meine Vorfreude war groß.** Ich war 14 und hatte noch nie Sommerferien woanders als am Chiemsee verbracht. Der liegt zehn Kilometer von meinem Heimatdorf entfernt. Wie weit weg selbst der Ort unseres Abflugs war, verdeutlicht ein Ausspruch eines damaligen Freundes.

Der kannte im Gegensatz zu mir schon einen Flecken an der Adriaküste. Als wir zum ersten Mal zu einem Konzert nach München fuhren und vorher durch die Fußgängerzone schlenderten, sagte er: „Da schaut's aus wie in Lignano. Nur anders.“ **Ein Flug. Nach Mallorca. Wie banal das heute klingt.** Komischerweise weiß ich nichts mehr von erhebenden Gefühlen, bevor ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Flugzeug bestieg. Vielleicht waren es die Hormone, es gab Dinge, die wollte ich mit 14 nicht toll finden. Was genau und warum, das war mir meistens selbst nicht klar. Aber ich weiß, dass ich die Zuckerbriefchen mit dem Kranichlogo für meine echte Großmutter verwahrte, die erste

Frau von Opa München. Habe ich die Alpen von oben betrachtet, berauscht und leicht atemlos, so wie ich das heute immer noch bei jedem Flug in den Süden tue? Und was war in dem Bastkoffer, den ich bei mir hatte? Lange Zeit waren darin Barbiepuppen gelagert, jetzt wurde er zum Accessoire einer angehenden Kosmopolitin. Man hat wohl selten einen Menschen mit größerer Überzeugung einen Bastkoffer die Gangway hinabtragen sehen. Meine Ankunft auf dem Flughafen in Palma nämlich ist festgehalten. Wenn damals eine Maschine auf Mallorca landete, stand ein Fotograf bereit. Um jeden einzelnen Passagier beim Aussteigen abzulichten, als sei er ein Staatsgast. Bei der Heimreise konnte man an einem Stand in der Abflughalle die Bilder betrachten und einen Abzug kaufen.

Der Bastkoffer. Früher lagerten Barbiepuppen darin. Jetzt wurde er zum Accessoire einer angehenden Kosmopolitin

Ob sie beide am Flughafen waren, um uns abzuholen, Eva Maria und der Großvater, ich weiß es nicht mehr. Ich habe noch eine Ahnung von der flirrenden Luft, von der Hitze, die man sehen konnte, schwer hängend über dem kargen Inneren der Insel. Von dem Gefühl, das einen sofort befällt, weil man im Süden ist. Wie man ins Licht blinzelt, das ein schöneres ist, und beginnt, sogar den Staub der Straße zu lieben, weil er anders wirbelt und riecht als daheim. Die trägen Nachmittage am Strand, das salzig blaue Meer, der Sand in allen Ritzen. Es gab in jener Woche Paella aus einer riesigen Pfanne, die über offenem Feuer hing, ich habe die ersten Langostinos meines Lebens aus ihrer Schale gepult und frische Feigen vom Baum gegessen. Morgens sprangen zwei kleine Katzen durch mein Bett, ein wenig später brachte ein hübscher mallorquinischer Junge täglich frisch gebackene Ensaimadas zum Frühstück. **Eine Palette an perfekten Urlaubserinnerungen**, sie hätten die erste bunte Akte im Kopfarchiv vollständig füllen können, aber mein innerlich noch sehr schwankendes Ich war auf vieles nicht vorbereitet. Am allerwenigsten



auf Eva Maria. Es könnte, wenn nicht am Flughafen, im malerischen Patio ihres Hauses gewesen sein, wo ihr Blick auf meine Latzhose traf. Mein Großvater brüllte: „Haha, ja, lustig sieht sie aus, die Kleine, nicht wahr?“ Mir war, als zerfiel nicht nur mein liebstes Kleidungsstück und der Rest meiner Urlaubsgarderobe, in der ich mich beim Packen als lässigen, unkorruptibaren Teenager die Welt erobern gesehen hatte, sondern mein ganzes Selbstverständnis zu Staub. Ich werde etwas geantwortet haben, ich muss gesprochen haben, wenn gleich sehr wenig. Es reichte, um Eva Maria in Fahrt zu bringen. „Wie spricht das Kind denn? So undeutlich und näselnd, man kann sie ja kaum verstehen.“ Eva Maria war Schauspielerin, eine, bei der man, wie meine Mutter stets treffend bemerkte, nie wusste, wo die Rolle aufhörte und der Mensch anfing. Sie beschloss spontan, mir etwas Gutes zu tun, und gab mir Sprachunterricht, jeden Morgen. Mit einem Weinkorken zwischen den Zähnen sollte ich Sätze aus „Der kleine Hey“, dem Standardwerk der Stimmschulung aus dem vorvergangenen Jahrhundert, deklamieren. Ich saß also täglich in der sengenden Hitze mit Eva Maria am Holztisch und versuchte Sätze zu sprechen wie „Kurt wacht nicht“, „Wicht huscht nachts“. **Ich habe nie wieder Ferien im „Ca'n Eva Maria“ gemacht.** Seine Namensgeberin aber verbrachte nach dem Tod von Opa München ihre Zeit fast ausschließlich auf Mallorca. Vor zwei Jahren ist Eva Maria auf der Insel verstorben und hat, eine letzte Geste der Eleganz, ihr Haus der treuen mallorquinischen Haushälterin vermacht.



MARTINA WIMMER, Jahrgang 55, ist freie Autorin und lebt in Berlin

**DER SCHEIN TRÜGT**

Gerhard Waldherr vor seinem Elternhaus in den bayrischen Isarauen. Gedanklich war er da schon längst in Italien

**BAYERN – ODER ITALIEN****GAISSACH LIEGT AM MEER**

Gerhard Waldherr reist 1971 zwischen Lenggries und Bad Tölz ins Land der Träume

Ich bin elf und schaue durch das Fenster meines Zimmers zum Blomberg. Er ist weder steil noch hoch, sondern breit und langweilig. Und doch schüchtert er mich ein. Im Sommer zucken über seinem Gipfelkreuz Blitze aus düsteren Wolken. Im Winter leuchtet die Schneise darunter wie eine eisige Zunge. Morgen wird es in der Schule einen Test geben. Deutsch. Aufsatz. Was wir im Urlaub gemacht haben. Blödes Thema. Was sich der Deutschlehrer bloß gedacht hat? Wir sind Kinder, die zwischen Bauernhöfen zu Hause sind. Da wird im Sommer Heu gemacht, nicht Urlaub. Doch der Lehrer ist neu. Er kommt nicht von hier. Draußen dämmert es. Gleich müsste er vorbeikommen, der Italiener. Wie

jeden Tag um diese Zeit. Ein Gastarbeiter, dessen Namen keiner kennt, mit dem niemand spricht. Er ist kleiner als die meisten im Dorf. Seine Haut ist dunkler als meine, rabenschwarz das Haar. Einmal passieren der Vater und ich bei einem Spaziergang den Bauwagen, in dem er lebt. Der Italiener bittet uns hinein. Ich bekomme Limonade. Und Kekse mit Nüssen, die ein wenig bitter schmecken. Da ist ein süßer, unbekannter Geruch, fremd und verführerisch. Erst Lächeln und Schweigen. Dann erzählt der Italiener von seiner Hei-

mat, in einer Mischung aus Italienisch und gebrochenem Deutsch. „**Calabria, un villaggio, eine Dorfe wie hier.**“ Er ruft: „Sempresole! Semprescaldo! Wie heißt in Deutsch?“ Meint er kalt? „No, no, no!“ Heftiges Kopfschütteln. „Caldo, caldo! Nicht kalt – warm! Baviera freddo, Calabria caldo.“ Zwei Worte prägen sich ein für immer: „Spaghetti“ und „Vongole“. „Wie heißt?“ Er zeigt auf eine Tüte mit langen, dünnen Nudeln, die ich noch nie gesehen habe. Dann macht er mit Daumen und Zeigefinger ein O. „Mollusco! „Sie kenne?“ Wir nicht kenne. Wo das ist, dieses Kaladings, frage ich den Vater auf dem Heimweg. Der Vater weiß es nicht genau: „Im Süden, hinter den Bergen.“

Ich komme aus Gaißach, einer Streusiedlung zwischen Bad Tölz und Lenggries. 23 Ortsteile auf 660 bis 740 Metern über Normalnull, die nur aus ein paar Häusern und Scheunen bestehen. Sie verlieren sich vor Wiesen, die Traten genannt werden. Eine Hecken- und Auenlandschaft, die als Naturdenkmal eingetragen ist.

Es ist eine schöne, heimelige Welt mit Schmalznudeln und Kakao am Sonntag. Mit Kirchweihschaukeln in Tennen, Kreuzspinnen im Gebälk. An Gründonnerstag werden geweihte Palmbüschel ausgetragen. Am 1. Mai wird vor jedes Wirtshaus ein geschmückter Baumstamm gestellt. An Fronleichnam wird die Monstranz über die Feldwege getragen, während Gebirgsschützen Salven abfeuern. Und im Fasching gibt es das „Hinternationale Schnablerrennen“. Noch heute fahren Maskierte auf Hornschlitten den Wirtschaftsweg des Rechelkopfs herunter. Über dem Blomberg wird es dunkel. Der Italiener ist schon lange vorbei. Doch er bringt mich auf eine Idee. Wenn ich jetzt über den Blomberg und danach weiterlaufen würde, käme ich irgendwann zum Brenner. Von diesem Brenner hatten die Großeltern erzählt, als sie von einer Busreise aus Südtirol zurückkamen. Hin-

ter dem Brenner, sagten sie, liege Italien. Wo die Luft besser rieche und alles besser schmecke. Das Essen. Der Wein. Und von wo aus es nicht mehr weit sei bis zum Meer.

Das ist es: Italien! Das Meer! Ich will raus aus dem Tal mit diesem komischen Berg. Ich will dahin, wo es caldo ist, nicht kalt. Am nächsten Tag schreibe ich einen Aufsatz über eine Reise nach Italien. Ich schreibe, dass ich in der Nacht vor der Abreise nicht schlafen kann. Ich schreibe von einer langen Autofahrt in einem grünen VW-Käfer mit schnurrendem Motor. Ich erzähle, wie mein Auge vor der Sonne schmal wird. So blau das Meer. So hell das Licht. So warm die Luft. Alle Männer am Strand haben rabenschwarzes Haar. Die Frauen sprechen schnell und aufgeregt. Alle singen „Atsuro“,



GERHARD WALDHERR, 60, konnte als Kind nicht ahnen, dass er als Journalist einmal die ganze Welt bereisen würde. Heute lebt er in Berlin. Während des ersten Corona-Lockdowns kam ihm die Idee zu dem Buch (unten)

ein Lied, das ich aus dem Radio kenne. Sie sind so nett wie Vico Torriani aus der Fernsehshow „Der goldene Schuss“. Der Eisbecher mit Früchten sieht aus wie der Eisbecher mit Früchten in der Eisdielen Venezia in Bad Tölz, und natürlich trinke ich ganz viel Limonade und esse Kekse, die ein wenig bitter schmecken. So schön ist es in Italien, dass ich für immer bleiben möchte. Und als ich die rote Luftmatratze, die Schwimmflossen und die Taucherbrille wieder in den grünen VW Käfer packe, muss ich weinen. Draußen bimmeln die Kuhglocken, ein Traktor tuckert vorbei, das Klassenzimmer riecht nach Bohnerwachs. Doch während ich schreibe, liegt Gaißach am Meer.

Viele Jahre später sitze ich in Los Angeles in einem Restaurant, schaue auf den Santa Monica Pier und den Pazifik und frage mich, warum ich immer weg wollte, woher alles kommt: dieses Faible für lange Busfahrten; den Geruch von Bahnhöfen und die Hektik auf Flughäfen; die Sucht nach dem Prickeln des Aufbruchs, diese Melange aus Erwartung, Hoffnung und Ungewissheit, die man nicht beschreiben kann. Erst da fällt mir mein Aufsatz wieder ein.

Als der Deutschlehrer die korrigierten Arbeiten zurückgibt, wird mein Name nicht aufgerufen. Erst nachdem alle Schüler ihre Hefte haben, ruft er mich nach vorn. Er sagt, ich solle meinen Aufsatz vorlesen. Ich lese zitternd und in Erwartung des Haselnussstocks. Schweigen, nachdem ich fertig bin. Mir wird schlecht. Ich möchte weinen. Bis der Lehrer mich erlöst: „Nehmt euch ein Beispiel an eurem Mitschüler Gerhard!“ So stelle er sich einen guten Aufsatz vor. Eins mit Stern. ^{BW}

Noch heute fahren Maskierte auf Hornschlitten den Rechelkopfs herunter



FOTOS: Jens Boldt, Gulliver Theis (2), privat (10); Julia Rotter, Hahn+Hartung, Getty Images (4), i-Stock, Mauritius (3)



DIESE GESCHICHTEN in ungekürzter Fassung sowie viele weitere finden Sie in „Die erste Reise“, herausgegeben von Gerhard Waldherr, 320 S., 19,50 Euro, Reisedepeschen